

Håkan Bravinger · Ein unversöhnliches Herz

Håkan Bravinger

Ein unversöhnliches
Herz

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Paul Berf*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel »Bära bud«
bei Wahlström & Widstrand, Stockholm.

Die Übersetzung wurde von The Swedish Arts
Council gefördert. Der Verlag bedankt sich dafür.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2008 by Håkan Bravinger

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75237-9

www.btb-verlag.de

- I Waffenbrüder 13
 (1913)

- II Eine Ehe ist gescheitert 107
 (1912)

- III Die Familie ist versammelt 171
 (1913–1914)

- IV Der verlorene Sohn 265
 (1921–1925)

- V Der Weg nach Vårstavi 413
 (1925)

Sie schob sich auf die Matratze und legte sich hinter ihn. Das Bett war schmal und wackelig, stand auf gestutzten Kieferbeinen und knarrte bei jeder kleinsten Bewegung. Sie hörte noch seine Atemzüge – fast schnarchend – und versuchte im gleichen Takt zu atmen wie er, aber es fiel ihr zunehmend schwerer, denn sie zogen sich immer länger hin, wurden verschluckt, setzten zwischenzeitlich aus. Dann verließ er sie. Einfach so. Ein letztes Ausatmen, und er war fort.

Andreas Bjerre hatte im Alter von sechsundvierzig Jahren in einer Pension in Tyringe Selbstmord begangen. Man schrieb das Jahr 1925. Hinter ihm lag seine Ehefrau Madeleine. Auf Schreibtisch und Fußboden lagen Blätter verstreut, Korrekturfahnen und Notizen für die anstehende Vorlesungsreihe. An einem kleinen Spiegel lehnten säuberlich aufgestellt Umschläge. *Für Madeleine* stand auf dem einen, *Für Mutter* auf dem anderen.

Die Abschiedsbriefe.

Madeleine Bjerre hatte an diesem alles entscheidenden Novembertag 1925 keine Wahl gehabt. Sie hatte sich ins Bett geschoben und hinter ihn gelegt, seinen Atemzügen gelauscht, den langen, gedehnten, hatte ihn, der ganz klein und reglos lag wie ein schutzbedürftiges Kind, gestreichelt. So lagen sie noch, als sie ein letztes Mal seine Augen schloss.

Ja, er hatte sie verlassen.

Und sie hatte immer gewusst, dass er es eines Tages tun würde.

Sein Selbstmord war alles andere als unumstritten. Poul Bjerre ging am weitesten. Er weigerte sich zu akzeptieren, dass Andreas absichtlich eine Überdosis Veronal genommen haben sollte. Poul Bjerre, der Bruder, der Arzt, der berühmte Psychoanalytiker und Schriftsteller, von dem Andreas stets behauptet hatte, er habe dem Hass Zugang zu seinem Körper verschafft. Dem beispiellosen Hass. In seinem Tagebuch notierte Andreas am 12. März 1915: »Poul war, nach Mutter, der erste Mensch, durch den mir in meinem Leben das Böse persönlich nahe kam.«

Ihm zufolge handelte es sich um einen unaussprechlichen Hass, den Poul in sich trug, einen Hass, der sich nur beschwichtigend ließ, wenn Andreas ihn *sich vom Leib* schrieb. Und er schrieb – sein Tagebuch enthielt Tausende verzweifelter Ansätze, die Bedeutung dieses Hasses zu verstehen. Allerdings auch Beispiele für seine Sorge, diese Grübeleien könnten ihn zugrunde richten, und ein endloses Sezieren seiner eigenen Unzulänglichkeit, seiner Arbeiten, die unvollendet blieben.

Madeleine, die den Bruderzwist so lange aus nächster Nähe verfolgt hatte, sah in diesem Hass ebenso sehr einen Ausdruck von Liebe und das Bestreben, einander trotz allen Übels noch nahe zu sein.

Wenn es etwas gab, was sie nachvollziehen konnte, dann dieses: die Furcht, zu verlassen und verlassen zu werden. Kurz nach Andreas' Tod fiel sie eine Treppe hinab. Es war nichts Ernstes, ein Beinbruch, wenn auch nicht ganz unkompliziert. Aber der Bruch verheilte nicht, wie er sollte. Die Wunde wollte sich nicht schließen und entzündete sich, die nachfolgende Infektion breitete sich im ganzen Körper aus. Die Ärzte, die ihr eigentlich schon einen Gips anlegen und sie nach Hause schicken wollten, standen vor einem Rätsel.

Als Madeleine in Katrineholm im Kullbergischen Krankenhaus lag, sah sie, sobald sie die Augen schloss, Pouls eiskalten Blick

vor sich, der sie getroffen hatte, als sie ihm von Andreas' Tod erzählte.

Mörderin!, hatte er sie angebrüllt. Du verdammte, dreckige Mörderin!

Diese Worte verzieh sie ihm nie. Niemals würde sie ihm verzeihen, dass diese Worte den Weg zu ihrem wundesten Punkt gefunden hatten.

Sieh mich an, ich habe alles verloren.

Das war es, was Poul bei ihrer letzten Begegnung hatte verstehen sollen. Wie es war, wenn man einen Menschen verloren hatte, den man liebte und über zehn Jahre umhegt und gepflegt hatte. Andreas zuliebe hatte sie ihre einstige Familie aufgegeben, ihre Kinder, die Freunde, ihre beste Jugendfreundin, ihre Künstlerträume.

Alles hatte sie aufgegeben.

Sie wiegte ihn wie ein Kind, wenn seine Kräfte schwanden, lauschte seinen endlosen Tiraden über die Menschen, die ihm Unrecht getan hatten, denen er Unrecht getan hatte, streichelte seine Wange, wenn er nicht schlafen konnte, half ihm, Medikamente gegen die starken Schmerzen zu nehmen, schrieb seine Briefe, wenn er nicht mehr gegen sie ankämpfen konnte, versuchte seinem Sohn zu helfen und ließ ihn weiterschlafen, als er immer tiefer in die Bewusstlosigkeit sank, ließ zu, dass er aufhörte zu leben ...

Wozu man aus Liebe fähig ist, dafür gibt es keine Grenzen.

Und nichts von all dem wollte Poul begreifen.

Das ist doch Wahnsinn, dachte sie, als sie mit hochgelagertem Bein in ihrem Krankenbett lag und die Stunden sich dahinschleppten. Das Zimmer war in jeder Hinsicht trist: drei Betten an jeder Längsseite, ein zusätzliches Bett an der Stirn- wand zum Korridor, weiße Laken und braune Decken in straff bezogenen Betten, eine hohe Decke, seelenlos, braun, grau und weiß. Die Krankenschwestern waren stets missmutig, als fürchteten sie, bei etwas ertappt zu werden, das sie entweder ge-

tan oder unterlassen hatten. Eine Sorge, die sie zu überspielen schienen, indem sie schimpften und polterten. Einen Hauch von guter Laune verbreiteten sie nur morgens um Viertel nach fünf, wenn das ganze Zimmer mit kampflustigen Rufen geweckt wurde.

Das praktisch ununterbrochene Tropfen von den Fallrohren in die Regentonnen, eine eigentümliche Mischung aus Schlafen und Wachen. So vergingen ihre Tage im Krankenbett. In der ersten Nacht starb ihr gegenüber eine Frau. Madeleine merkte es nicht, erfuhr erst am nächsten Tag, dass sie an Magenkrebs im Endstadium gelitten hatte. Es war zu erwarten gewesen, sagten die Frauen in den Nachbarbetten, woraufhin Schweigen herrschte, als wäre diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Und Madeleine stand vor Augen, wie die Frau in einer versteckten Klause gewaschen und hergerichtet wurde, um anschließend, neben ihrem ausgemergelten Körper eine brennende Kerze, der Familie präsentiert werden zu können. Wir sind nur Frauen in diesem Zimmer, dachte sie, Frauen, die sich auf Grund ihrer Einsamkeit, ihres Grauens und ihrer Verzweiflung innerlich zerfleischen.

Danach lauschte sie weiter dem ewigen Tropfen in die Regentonnen.

Alles hatte sie aufgegeben.

Und Poul nannte sie eine Mörderin.

Dieser Bruderhass, dachte sie, der einem durch Mark und Bein ging, der alles, was ihm in die Quere kam, zerstörte. Jetzt wollte er in ihren Körper eindringen und ihn zersetzen und verzehren. Nichts konnte ihm trotzen, er wälzte sich voran wie eine unaufhaltbare Springflut.

Andreas und Poul waren zwei Seiten derselben Medaille, dachte sie weiter. Nein, das klang zu platt, zu *alltäglich*. Andreas und Poul waren wie ein zweigeteilter Mensch, bei dem die Eigenschaften der einen Hälfte spiegelverkehrt in der anderen Hälfte existierten. Die Wahrnehmung, die aus dieser Spiege-

lung entstand, erinnerte in manchem an Hass, war jedoch etwas ganz anderes, vielleicht Selbstverachtung. Eine Form von Herablassung, wie sie entstand, wenn man sein Spiegelbild in einer sich dunkel kräuselnden und verzerrenden Wasseroberfläche betrachtete.

So wie man in der Antike meinte, im Spiegelbild des Wassers seine Seele zu erblicken – und wenn jemand Kiesel ins Wasser streute und das Bild in den Ringen verschwand, wurde im selben Moment auch die Seele ausgelöscht.

Genau darin lag der Widerspruch. Erst gemeinsam bildeten Andreas und Poul ein Ganzes, ein von der Umgebung abgetrenntes Wesen. Ihre Verabscheuung des jeweils anderen, dachte sie, glich dem Gefühl, das einen ereilt, wenn ein Muskel schmerzt oder einen Magenkrämpfe plagen: So sehr es auch schmerzen mochte, man konnte dem Körperteil nicht böse sein. Er war immerhin *ein Teil von einem selbst*. Man wollte, dass er wiederhergestellt und nicht etwa amputiert oder herausoperiert werden musste – bildete er doch mit den anderen Körperteilen den ganzen Menschen.

So war ihr gegenseitiger Hass, dachte Madeleine, als sie im Krankenbett lag und die Stunden sich dahinschleppten.

Wie Selbstverachtung.

Das Versprechen, das Andreas ihr einst gegeben hatte: Ich werde dich niemals verlassen. Sie hatte seine Worte noch im Ohr, und wenn sie die Augen schloss, war er da, ganz nah. Sie erinnerte sich so gut – es war mitten im Winter, im Januar 1914, gewesen und sie hatten auf Heleneborg, dem alten Anwesen der Familie Nobel im Stockholmer Stadtteil Södermalm gewohnt –, Andreas legte seine Arme um sie, stand hinter ihr, sog ihren Duft ein, vergrub sein Gesicht in ihrem Haar und küsste sie.

Dann sagte er es: Ich werde dich niemals verlassen, Madeleine, niemals.

Es war das Sinnbild ihrer Liebe, und sie konnte die Erinne-

rung innerlich heraufbeschwören. Als läge sie im Entwickler, der die Silberbromidkristalle sacht in kleine, winzig kleine, schwarze Silberkörner verwandelte. So erwachte das Bild zum Leben, fügte sich Schicht auf Schicht zusammen, bis ihre Gesamtheit ein Gesicht ergab. Der besondere Augenblick, als sie in der Küche stand und Zwiebeln schnitt, ihn nicht kommen hörte und dachte, er säße noch im Arbeitszimmer und schriebe. Dann spürte sie plötzlich seinen Körper an ihrem, seine tiefen Atemzüge und wie er sein Gesicht in ihren Haaren vergrub, seine Atemzüge an ihrem Hals.

Manchmal dachte sie, wenn Poul sie damals gesehen hätte, als sie in der kleinen Küche standen, würde er verstehen. Dann würde er nachgeben und sie nicht verurteilen und seinen Bruder nicht mehr hassen. Dann fände dieser Bruderhass ein Ende, und ihr bliebe erspart, ihn vor Augen zu haben, als er sie Mörderin nannte und mit seinem eiskalten Blick strafte.

Stattdessen fehlte ihr die Kraft, gegen die Infektionen anzukämpfen, die in ihrem Körper wüteten. Die Wunde weigerte sich zu heilen, und so starb sie im Alter von dreiundvierzig Jahren an den Folgen ihres Beinbruchs. Möglicherweise starb sie letztlich doch an einem gebrochenen Herzen, schrieb Poul seiner Mutter, als ihn die Nachricht von ihrem Ableben erreichte.

I Waffenbrüder (1913)

Traum: »Gemeinsam mit meinem älteren Bruder sollte ich eine Brücke überqueren, die hoch über dem Erdboden verlief und kein Geländer hatte. Mir wurde immer schwindliger. Gegen meinen Willen zog es mich zum Brückenrand. Am Ende musste ich auf allen vieren kriechen, um nicht in die Tiefe gezogen zu werden. In der Zwischenzeit war mein Bruder mir vorausgeeilt. Er nahm keine Notiz von mir.«

Die in diesem Traum geschilderte Situation ist weit verbreitet [...] Wir alle tragen den Abgrund in uns, und der Anblick der gefährlichen Tiefe vergegenwärtigt diese Tatsache – zumindest tragen wir den Tod als Endziel in uns. Der Traum stammt von einem jungen Studenten, der auf Grund einer perversen Veranlagung große Vertrautheit mit Vernichtungsgefühlen erlangt hatte. Charakteristisch ist, dass er in seiner beängstigenden Lage selbst von dem Menschen allein gelassen wird, der ihm am nächsten steht. Was die Wanderung über die Brücke des Lebens mehr als alles andere so schwierig macht und uns zwingt, auf allen vieren zu kriechen, ist die Einsamkeit.

Poul Bjerre, aus *Das Träumen als Heilungsweg der Seele*

Lieber Bruder...

Du denkst, dass dich jetzt, in der Nacht zum 28. November 1925, niemand sieht. Während du im Bett liegst, dich auf den Ellbogen gestützt aufrichtest, die Augen zu Schlitzeln verengst und in die undurchdringliche Finsternis blinzelst. Du glaubst, in dieser frostigen Nacht ganz allein zu sein und dass niemand weiß, wie schutzlos und verletzlich, im Schüttelfrost der Migräne zitternd, du in deinem Bett liegst. Du glaubst, dass keiner die charakteristische Sorgenfalte zwischen deinen Augenbrauen sieht, die du immer dann der Kamera gezeigt hast, wenn du darauf bedacht warst, einen möglichst stilvollen Eindruck zu hinterlassen, »einen Hauch von Genialität«.

Es ist die gleiche Falte, die man auch beobachten kann, wenn dich der Schmerz im Unterleib trifft und mitten in der Nacht aufweckt.

Du glaubst, dass dich jetzt niemand sieht.

Aber du irrst dich, Bruder. Ich sehe dich.

Endlich, *endlich*, denkst du, wenn die Kopfschmerzen für eine Sekunde nachlassen.

Das Haus kommt dir verändert vor. Deine Augen haben sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, und du kannst größere Teile des Zimmers erkennen. Trotzdem bist du immer noch schlaftrunken und weißt nicht, wie viel Uhr es ist, nur, dass es noch Nacht ist und das ganze Haus in die Stille der Winterdunkelheit getaucht ist. Das eigentümliche Säuseln der Kiefern im Freien, wenn der Wind in ihre kargen und bittenden Äste

fährt und sie wiegt. Das Säuseln, das in den wogenden Bewegungen immer wiederkehrt, fast einlullend, um dann plötzlich so aufzuheulen, dass die Fensterleisten pfeifen, als versuchte der Wind, ins Haus einzudringen und sich durch die zahlreichen Ritzen hineinzuschleichen, die ohne Wachposten geblieben sind. Jenes Haus, das deine Burg ist, in der Unwillkommenen kein Einlass gewährt wird.

Dann wird dir bewusst: Sie ist abgereist.

Und auf einmal stehst du in deinem Nachthemd kerzengerade im Zimmer und möchtest schreien. Es ist, als würde dein ganzer Körper geschüttelt, und das Gefühl bricht sich Bahn, sodass du gestikulieren musst, um die Wut herauszulassen. Nie wieder wird sie über die Schwelle dieses Hauses treten, denkst du und fuchtelst mit den Armen, nie wieder.

Nur über meine Leiche!

Dann aber setzt du dich auf den Holzstuhl und musst schwer seufzen. Deine Schultern fallen herab, und du senkst den Kopf. Schon als Kind hast du alles Anspruchslose geschätzt. Als du nun jedoch den Blick durch das schlicht möblierte Zimmer schweifen lässt, sieht es einfach nur trist aus. Ein Raum aus angesammelten, übrig gebliebenen Bruchstücken eines früheren Lebens.

In diesem Moment denkst du allerdings nicht an mich und meinen Untergang, sondern an sie. Madeleine. Meine Frau. Meine liebe, liebe Frau, die ich für immer verlassen habe. Du denkst, dass sie dir einen Dolch in den Rücken gerammt hat. Dass sie an allem schuld ist. An meinem Tod und an deinen höllischen Kopfschmerzen. Alles ist einzig und allein ihre Schuld.

Du überlegst, ob du nach Signhild klingeln sollst, aber die Ärmste schläft bestimmt. Stunden bevor das übrige Haus erwacht, ist sie auf den Beinen und geht immer als Letzte zu Bett. Wenn andere sehen könnten, wie liebenswürdig du deine Angestellten behandelst, würden sie ihre Meinung über dich än-

dern. Der Gedanke ist dir schon oft gekommen. Stattdessen sehen sie sich mit dem Choleriker konfrontiert, der jede noch so kleine Kritik persönlich nimmt und nie zögert, zum Gegen-schlag auszuholen.

Der kleine, wütende Seelenklemperer. So hört sich die Sache dann an.

Heute Nacht kommst du nicht so leicht davon, die Migräne nimmt einen neuen Anlauf, du spürst es am Pulsieren in deinen Schläfen.

Du bist wie der Hund, der das Wasser auf seinem Weg durchs Gebäude in den Rohren rauschen hört. Andere Menschen spüren den Schmerz, sobald er zu einer Tatsache geworden ist. Aber du, Poul, du spürst ihn bereits auf seinem wirbelnden Weg durch die Nervenfasern.

Das ist eine der Lehren für jemanden, der sein Leben lang kränklich und schwächlich gewesen ist.

Verdammtes Weib! Dass sie es wagt!

So denkst du jetzt, und es schreit förmlich in deinem Kopf. *Eine verdammte Mörderin ist sie! Eine Mörderin!*

Ja, lass es abgründig brüllen in deinem Kopf.

Du lehnst dich vor, versuchst die richtige Balance zu finden, um das Klappern zu lindern, das zu scharfen Klauen geworden ist, die sich schubweise in deine Schläfen krallen. Du kannst dir ein Lächeln nicht verkneifen, ein beißendes, höhnisches Lächeln, als wolltest du so den Schmerz stillen, dich in der Pein suhlen, ein Teil von ihr werden und sie so aufheben. Dann legst du dich, ganz vorsichtig, aufs Bett.

Wie immer, wenn man am Gleichgewicht rüttelt, kommt der Schmerz in einer Sturzflut.

Mit etwas Glück ebbt er jedoch bald wieder ab, sodass du die Augen schließen kannst. Die Zuckungen in deiner Hand zeigen, wie sehr du versucht bist, ein bisschen mehr von jenem Pulver zu nehmen, aber du weißt, es würde dir nicht helfen, auch diesmal nicht.

Wenn du in diesem Moment die Wahl hättest, würdest du sie der Polizei übergeben. Aber du besinnst dich und denkst, dass es ja keine Rolle mehr spielt. Es ist ohnehin zu spät. Die Leiche ist aufgebahrt, obduziert und beigesetzt worden.

*Ansonsten strahlte sein Gesicht Ruhe aus,
der kurze Hals, die eng stehenden Augen.*

Stockholm, 10. September 1913

Nie war die Welt moderner als 1913. Ganz Stockholm war vom Geist der Erneuerung erfüllt, fort mit dem Alten und Antiquierten, her mit dem Neuen und Frischen. Alles sollte hell sein und nicht mehr morsch und stickig. Fort mit beschränkten Moralvorstellungen, her mit gesundem Denken. In London demonstrierten Suffragetten und forderten das Wahlrecht für Frauen, hielten Großdemonstrationen und gut besuchte Versammlungen ab – es kam allerdings auch zu öffentlichen Aktionen wie dem Einschlagen von Fensterscheiben, der Verwüstung öffentlicher Plätze, zu Zwischenrufen und Steinwürfen. *We won't take No for an answer*, riefen sie zu Tausenden im Chor. Sylvia Pankhurst, eine der führenden Aktivistinnen, kam auf Einladung Frigga Carlbergs und des Vereins für das politische Wahlrecht der Frau nach Schweden und hielt einen bejubelten Vortrag.

Die größte Wirkung erzielte jedoch Emily Davison, die sich bei den Pferderennen in Epsom Downs vor das Pferd George V. warf. Sie fiel ins Koma und starb wenige Tage später als die Märtyrerin, die der Kampf der Frauen in ihren Augen benötigte. Vielleicht hatte sie Recht: Mehr als zweitausend Frauen geleiteten sie zu ihrer letzten Ruhestätte, und ihr Sarg war von einer Fahne in den Farben der Suffragetten, violett, weiß und grün, bedeckt.

Der gleiche Aufruhr gegen das Establishment ereignete sich in der Kunst. Nur ein paar Tage, bevor Davison zu Tode stürzte, wurde in Paris Strawinskis Ballett *Le Sacre du prin-*

temps uraufgeführt. Bei jeder Probe gab es Streit, weil Strawinskij das Orchester nicht dazu bringen konnte, seinen eigenwilligen Rhythmen zu folgen. »Ihr seid ein Haufen musikalischer Analphabeten«, schnauzte er die Musiker an. Und Djalilews Ballets Russes mit Nijinsky als Choreographen schockierten das gesamte Premierenpublikum, als es barfuß auftrat und barbarische Riten in ihrer ganzen Brutalität und Erotik anschaulich machte. Am Abend der Premiere schrie das Publikum so laut, dass die in seltsame Volkstrachten gehüllten Tänzer am Ende die Musik nicht mehr hören konnten. Strawinskij verließ das Parkett, lief hinter die Bühne und eilte Nijinsky zu Hilfe, der auf einem Schemel stand, sich auf die Bühne hinauslehnte und die Taktschläge rief. Der Dirigent, den Djalilew ermahnt hatte, weiterzumachen, ganz gleich, was auch geschehen würde, dirigierte die schreckenstarren Musiker im Orchestergraben mit immer weiter ausholenden Armbewegungen. Es herrschte vollkommenes Chaos, Vergleichbares hatte man nie zuvor gesehen. Die Kritiker übertrafen sich gegenseitig bei dem Versuch, die Aufführung möglichst brachial zu verreißen: Irrenhausmusik, Pornographie, Primitivismus.

Doch das spielte alles keine Rolle – her mit dem Neuen, fort mit dem Alten.

Der italienische Maler und Komponist Luigi Russolo veröffentlichte sein futuristisches Manifest »Die Kunst der Geräusche«, in dem er erklärte, man müsse sich von den rein musikalischen Lauten lösen und die unendliche Variationsbreite der Geräusche erobern.

Kein Weg führte mehr zurück. Die Welt würde für immer eine andere sein. Laufend wurden Erfindungen vorgestellt, die der Menschheit neue wichtige Schritte nach vorn ermöglichen sollten. In Amerika führte man das Fließband ein, und der schwedische Reißverschluss wurde weltweit patentiert. Ivar Kreuger gründete den schwedischen Streichholztrust, und man sprach von einer neuen Ära des Finanzmarkts, die

auf dem simplen, aber genialen Sicherheitsstreichholz basierte. Nur ein Krieg würde die Zukunftsvisionen zerschlagen können. Aber außer im Süden des Kontinents, wo der zweite Balkankrieg im Herbst seinen Höhepunkt erreichte, herrschte in ganz Europa Frieden.

Frieden und Zukunftsglaube. Es lag in der Luft, als wäre es greifbar. Und nicht nur Kunst und Wissenschaft waren mitten in ihren spannendsten Phasen. Andreas Bjerre war sich durchaus bewusst, dass seine Arbeit im Strafrecht revolutionär war und sich perfekt in die Zeit fügte, er wusste, nun war es möglich, Dinge durchzusetzen, die wenige Jahre zuvor noch als völlig unangemessen gegolten hätten. Jetzt bestand die Möglichkeit, mit alten Auffassungen von Schuld und Sühne aufzuräumen – und, nicht zuletzt, den Blick auf die Chancen des Menschen zu lenken, seine Schuld tatsächlich zu sühnen. Noch hatte er sich nicht von dem anfänglichen Schock erholt, den er erlitten hatte, als er seine Interviews mit den Insassen des Gefängnisses auf der Insel Långholmen geführt hatte, die zu langjährigen Haftstrafen verurteilt worden waren. Er erkannte, dass sie sich im Großen und Ganzen in nichts von anderen Menschen unterschieden. Sicher, es gab welche unter ihnen, die zweifelsohne psychisch krank waren und von denen die extremsten Fälle vermutlich als »böartig« beschrieben werden konnten, seiner Meinung nach ließen sich diese jedoch an einer Hand abzählen.

Die meisten waren ganz normale Jünglinge und Männer, die vielleicht nicht die aufgewecktesten waren, sich aber keinesfalls von Grund auf als böartig abstempeln ließen. Bei ihren Verbrechen war es häufig um Geld gegangen. Für Andreas stand außer Frage, dass arme Menschen eher dazu neigten, ein Verbrechen zu begehen, weil sie so wenig zu verlieren hatten. Wenn man darum kämpfte, zu überleben oder sich eine leidliche Existenz aufzubauen, um Essen auf dem Tisch und ein Dach über dem Kopf zu bekommen, erschien einem das Ver-

brechen verlockender als einem Menschen, der bereits alles be-
saß, was er zum Leben benötigte, und noch viel mehr.

Bis zum jetzigen Tag hatte man diese Straffälligen ein für
allemal wegsperren wollen. Man glaubte, dass sie für die Ge-
sellschaft verloren waren. Doch selbst wenn es so war, wurden
doch einige von ihnen irgendwann wieder auf die Menschheit
losgelassen: Oft wurden sie begnadigt oder hatten ihre Strafen
abgesessen. Nachdem sie jahrzehntelang hinter Schloss und
Riegel gesessen hatten, waren nur wenige von ihnen dem har-
ten Leben außerhalb der Gefängnismauern gewachsen. Wenn
es dann keine barmherzige Familie gab, die sich um diese Men-
schen kümmerte, gingen sie fast immer unter oder begingen
neue Verbrechen und mussten an den schützenden, aber züch-
tigenden Busen des Strafvollzugs zurückkehren.

Als Andreas die Vasagatan hinabeilte, dachte er, wenn es ihm
nur gelänge, sich zu konzentrieren und das Vorwort zu voll-
enden und einige der Interviews zu bearbeiten, so wäre sein
Projekt beendet, das Buch fertig. Er hatte Jahre harter Arbeit
auf diese Interviews verwandt, und der Vertrag mit dem Verlag
Norstedts über den Druck des Werks war bereits unterzeich-
net. Tatsächlich waren mittlerweile zwei Jahre vergangen, seit
die Vereinbarung geschlossen worden war. Damals hatte er ge-
glaubt, nur noch einen Monat zu benötigen, um das Vorwort
zu vollenden, aber seither war nichts so gekommen, wie er es
erwartet hatte.

Ständig kamen ihm seine Grübeleien in die Quere. Eine Wo-
che lief alles, wie es sein sollte: Er las, schrieb und bearbeitete,
und sein Vorgehen hatte eine Richtung. Dann aber brach er
ohne jede Vorwarnung zusammen. Morgens kam er kaum aus
dem Bett, so sehr lähmte ihn seine Schreibblockade. Und die
Arbeit der Vorwoche, auf die er gerade noch so stolz gewesen
war, erschien ihm nunmehr wie eine Anhäufung von Sinnlo-
sigkeiten. Wie der Versuch eines Idioten, sich als etwas Beson-

deres aufzuspielen, war sie ohne Substanz oder Wert. Oft warf er alles fort oder räumte das Material in einem Umschlag weg, den er auf all die anderen Umschläge mit verworfenen Versionen legte. Die Arbeit am Vorwort zu seinem Buch vermittelte ihm mittlerweile das Gefühl, dass er die Sache nie zu Ende bringen würde.

Obwohl es bereits Mitte September war, herrschte in Stockholm hochsommerliche Hitze. Das Wetter war nach einem wunderschönen Frühling den Sommer über unbeständig gewesen. In der vorigen Woche hatte es ununterbrochen geregnet, aus Gewitterwolken rollte der Donner, und es goss in dicken Tropfen, die auf das Straßenpflaster klatschten, und wo das Wasser nicht abgelaufen war, standen immer noch große Pfützen. Die Ulmen, an denen Andreas vorbeikam, zeigten allerdings kaum Anzeichen, sich verfärben zu wollen, und für die Linden am Norra Bantorget galt das Gleiche.

Wenn er pünktlich sein wollte, musste er sich beeilen. Er beabsichtigte, Poul abzuholen, der mit dem Nachtzug aus Hamburg heimkehrte, nachdem er beim Psychoanalytischen Kongress in München einen Vortrag gehalten hatte. Wie vor jeder Begegnung mit seinem Bruder war Andreas nervös. Er hätte sich gewünscht, mehr Interesse für Pouls Forschungen aufbringen zu können, schon allein, weil er sich vorstellte, dass es ihm dann leichter fiel, sich mit seinem Bruder zu unterhalten. Aber es wollte ihm einfach nicht gelingen. Er fand, dass Pouls Schriften in letzter Zeit immer austauschbarer und hochtrabender geworden waren.

Er passierte die neugebaute Kungsgatan, für die man sich durch den Stockholmer Felsrücken gegraben hatte. Überall wurden neue Häuser errichtet, und er musste von Brett zu Brett springen, um nicht in den wässrigen Lehm und Morast zu treten, den die unvermeidlichen Baukarren an den verregneten Tagen verteilt hatten. Es wurde eng, als sich alle balancierend vorwärtsbewegten, und er musste seine Schritte ver-



Håkan Bravinger

Ein unversöhnliches Herz

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75237-9

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2010

Sexuelle Neurosen, explosive Gefühle – eine wahre Geschichte aus den Anfängen der Psychoanalyse

Stockholm 1913. Eine innige Hassliebe verbindet die beiden Brüder Poul und Andreas Bjerre. Der eine ein erfolgreicher Psychoanalytiker, dem Kreis um Freud zugehörig, glühender Anhänger von Nietzsche und Verfechter der Heilbarkeit von Neurosen. Der andere, auf seinem Gebiet ebenfalls ein Mann des Fortschritts, Professor für Kriminalpsychologie, Kierkegaard zugewandt, Erforscher menschlicher Abgründe. Obwohl beide die Seele und ihre Verletzungen zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben, gelingt es ihnen nicht, ein entspanntes Verhältnis zueinander zu finden. Mehr noch. Je erfolgreicher Poul wird, desto problematischer wird Andreas' Lebenssituation. Er kämpft mit Schreibblockaden, sexuelle Zwangsgedanken quälen ihn, immer mehr zweifelt er an sich selbst. Langsam, aber sicher scheint Andreas seinem Untergang entgegenzugehen. Aber es gibt eine Frau, die alles tut, um ihn zu retten. Sie beschließt, Botschaften der Versöhnung zwischen den Brüdern zu überbringen, als Vermittlerin zu fungieren. Zu spät erkennt sie, dass dies auch ihren eigenen Untergang bedeuten könnte ...



Der Titel im Katalog